

Jürgen Schröder

„Ohne Widerstand – keine Hoffnung“

Das Vermächtnis Max Frischs (1911 – 1991)

Mein Vortrag durchläuft drei Etappen und endet mit einem Epilog.

Auf der ersten berichte und untersuche ich, welche Rolle der Widerstands- und Gewalt-Komplex in den Schriften und in dem Leben Max Frischs spielt und vergleiche seine Haltung mit einer radikaleren Variante, die wir bei Günther Anders antreffen.

Auf der zweiten Etappe ordne ich diesen Befund in die verschiedenen literarischen Widerstandsmodelle der Nachkriegszeit ein und frage, welches Licht sie auf die Alterspositionen von Max Frisch werfen.

Und auf der letzten Etappe, vor dem Epilog, versuche ich, sein Widerstands-Vermächtnis auszuloten und zu definieren.

Tübingen trennt nur eine Zug-Stunde vom Stuttgarter Hauptbahnhof, ein Nachdenken über Widerstand liegt mir also recht nahe – von dem katastrophalen Fukushima ganz zu schweigen.

Tatsächlich lief es anders: „Literatur als Widerstand“ hieß mein letztes unvollendetes Forschungsprojekt. Ein schriftliches Resultat ist der Aufsatz „’Ohne Widerstand – keine Hoffnung’ (Max Frisch). Literatur als Widerstand nach 1945“, der 1994 in dem Sammelband „Von Poesie und Politik“ erschien.¹ Seine Ergebnisse werde ich im vierten Abschnitt kurz zusammenfassen.

Meine These stelle ich voran. Sie lautet: Max Frisch, ein politisch höchst wacher und kritischer Autor, hat zeitlebens darunter gelitten und sich schuldig gefühlt – manchmal mehr, manchmal weniger - , dass er seinen politischen Widerstand nur im Raum der Sprache ausgetragen hat und niemals die Grenze zur Gewalt, zu einem gewaltsamen Widerstand gegen die herrschenden Verhältnisse und Mächte überschritten hat.

Deshalb ist der Widerstandskomplex bei Max Frisch ein äußerst schwieriges Gelände. Je näher man hinschaut und nachfragt, desto zwei- und vieldeutiger zeigt sich dieser Komplex mit dem Gewaltproblem verschwistert, mit der Frage nach dem Recht zu einem gewaltsamen Widerstand. Wer seine beiden späten Schriften, die Rede „Am Ende der Aufklärung steht das Goldene Kalb“ (Mai 1986) und das Interview durch die Züricher „Wochezeitung“ (Oktober 1986), die den Redner über diese Rede geradezu verhört, nacheinander liest, der stößt auf der

¹ Jürgen Wertheimer (Hrsg.): Von Poesie und Politik. Zur Geschichte einer dubiosen Beziehung. Attempto Verlag Tübingen 1994, 173-193.

einen Seite auf eine (sicherlich auch altersbedingte) Radikalisierung bekannter Widerstands-Thesen und -Appelle, auf der anderen Seite auf eine (sicherlich auch altersbedingte) Resignation und Hoffnungslosigkeit.² Trotz deutlicher Erhöhung der Lautstärke macht sich in den letzten Jahren ein Gefühl der Verzweiflung, der Vergeblichkeit und des Scheiterns breit. So schließt die Rede zwar mit einem emphatischen politischen „Aufruf zum Widerstand“,³ aber ihren Epilog bildet eine resignierte Konfession des „alten Mannes“: „Hoffentlich gröle ich nie! – bloß weil ich aufgehört habe zu schreiben. Müde, ja. Verbraucht.“

Eine erste Erklärung für die Ursachen dieses Widerspruchs bietet uns Frisch selber an: denn er spricht wiederholt von seiner typisch bürgerlichen „Angst vor der Gewalt“ und von seiner „Feigheit“, - so nennt er streng und unverblümt seine unüberwindliche Scheu, eine Grenze zu überschreiten, die alle Formen des ‚zivilen Ungehorsams‘ und der ‚symbolischen Gewalt‘ aufs schärfste trennt von dem Aufruf zur konkreten Gewaltanwendung und zur faktischen Gegengewalt gegen die legale Macht des Staates.

Schon das erste Tagebuch kreist um das Problem und die Aporie einer „lebbareren Sittlichkeit“, um die „Unmöglichkeit, sittlich zu sein und zu leben“ und sieht als letzte Konsequenz den „unsittlichen Täter“, den „Attentäter“.⁴

Sein „Palaver“ „Schweiz ohne Armee“ (1989) endet mit dem Satz: „ – Ja, man ist schon ziemlich feig, Jonas ...“⁵ und bereits die Figur des „Heutigen“, mehr als dreißig Jahre früher die Hauptfigur in der „Chinesischen Mauer“, die es nicht wagt gegen die Folterung des „Stummen“ zu protestieren, gesteht: „Vielleicht bin ich feige. Sonst würde ich sehen, was ich zu tun habe.“⁶

Dazwischen, am Ende des „Dienstbüchleins“, ein ähnlicher Eintrag: „Warum erinnere ich mich ungerne? Ich sehe: Ich war ziemlich feige; ich wollte nicht sehen, was Tag für Tag zu sehen war.“⁷

Diese Sätze räumen ein persönliches Versagen ein und enthalten das Bedauern, den heiklen Graben zur politischen Gegen-Gewalt niemals übersprungen zu haben. Sie haben den Mut, die eigenen Schwächen und Unsicherheiten offenzulegen, sie haben den Mut zur ungeschönten Selbstauseinandersetzung. Was jedoch verwundert: über die Macht und Reichweite des ‚symbolischen‘ Widerstands, über den historischen Formenreichtum und die konkreten Erfolge eines gewaltlosen Widerstands hat Frisch niemals zusammenhängend nachgedacht und geschrieben, so als hätte er ihn im Grunde seines Herzens immer schon für unzureichend gehalten. Er fühlte ein lebenslanges Ungenüge, dass er sich ‚nur‘ mit Reden, Aufsätzen, Aufrufen und Unterschriften in die Politik der Schweiz und Europas eingemischt hat. Denn eigentlich war er, der demokratische Sozialist, der Überzeugung, dass eine

² „Das Alter ist Hoffnungslosigkeit, und wer schreibt, hat immer noch Hoffnung -----“ In: Der Briefwechsel Max Frisch/ Uwe Johnson 1964 – 1983. Hrsg. v. Eberhard Fahlke. Frankfurt a. M. 1999, 366. Aus einer gestrichenen Passage des Tagebuchs 1966-1971.

³ Schweiz als Heimat? Versuche über 50 Jahre. Hrsg. u. mit einem Nachwort versehen v. Walter Obschlager, Frankfurt a. M. 1990, 468.

⁴ Tagebuch 1946 – 1949, Frankfurt a. M. 1950, 253-255.

⁵ Schweiz als Heimat?, 536.

⁶ Stücke I, Frankfurt a. M. 1964, 228.

⁷ Erstdruck, Frankfurt a. M. 1974, 155; Schweiz als Heimat?, 453.

wirkliche Veränderung der herrschenden Verhältnisse, nämlich der Macht des Kapitals, der „Plutokratie“⁸, nur mit den Mitteln der politischen Gegen-Gewalt herbeizuführen wäre.

Das zweite Tagebuch enthält genau dazu vier aufschlussreiche Selbstverhöre, in denen sich der Autor in einen fragenden „A“ und einen antwortenden „B“ aufspaltet, und am Ende dieser Verhöre folgt der abschließende Urteilsspruch eines Selbstgerichts.

Die „Verhöre I“ und „II“, die ebenso wie die „Verhöre III“ und „IV“ ausschließlich um die Frage kreisen: „Wie stehst du zur Gewalt als Mittel im politischen Kampf?“, enthalten wortwörtlich das gleiche rückhaltlose Bekenntnis: „Ich habe Angst vor der Gewalt“⁹, wobei das „Verhör I“ noch entlarvender und selbstkritischer hinzufügt: „daher liebe ich die These, die Vernunft könne verändern.“¹⁰ Und das dritte Verhör schließt mit einer typischen Antwort-Verweigerung:

„A. Du hast gestanden, dass Akte der Gewalt dich entsetzen. Du bist aber noch immer nicht bereit, die Anwendung von Gewalt grundsätzlich zu verurteilen –
B. Es steht mir nicht zu.“¹¹

Seit der ersten Fassung der „Chinesischen Mauer“, die im Jahre 1945/46, also unmittelbar nach Hiroshima und Nagasaki geschrieben und am 10. Oktober 1946 uraufgeführt wurde, hat Max Frisch, der sich zeitlebens zu einem „demokratischen Sozialismus“, bzw. einem „humanistischen Sozialismus“ bekannte¹², in Sachen der politischen Kernfrage: ‚Wie stehst du zur Gewalt?‘ einen fast unaufhörlichen und strengen Prozess gegen sich selbst geführt. Und dieser Prozess hat sich im Alter, d.h. in den achtziger Jahren, nicht zufällig wieder zurück gebogen auf das historische Feld und zum Widerstands-Pathos der „Chinesischen Mauer“. Denn dieses Stück ist bekanntlich Frischs vehemente Antwort auf die ersten Atombomben-Abwürfe und den Beginn des Atomzeitalters, während die Rede „Am Ende der Aufklärung steht das Goldene Kalb“ drei Wochen nach Tschernobyl gehalten wurde. (15. Mai 1986) Frischs sich im Alter zuspitzendes Endzeitbewusstsein, sein Bewusstsein, dass es um nichts Geringeres als um das Überleben der gesamten Menschheit geht, wird noch einmal verstärkt durch die Erfahrung der sowjetischen Kernkraft-Katastrophe.¹³ Er findet zurück zu der Radikalität von 1946, denn die erste Fassung der „Chinesischen Mauer“ ist noch ein fast ungebrochenes Widerstands-Drama. Der „Heutige“, der ohnmächtige Intellektuelle der zweiten Fassung, ist dort noch identisch mit dem Dichter und Täter Min Ko, der „Stimme des Volkes“ und der „Wahrheit“, dessen aufrührerische Lieder die Herrschaft des tyrannischen Kaisers stürzen. Er sagt ihm am Ende die ungeschminkte „Wahrheit“ und bleibt bis zum Schluss der souveräne Magister ludi, obwohl der Prinz die Führung des Aufruhrs usurpiert und der blutige Kreislauf der Macht sich fortsetzt. Unmittelbar nach dem Krieg glaubte die

⁸ Schweiz als Heimat?, 491, 532.

⁹ Tagebuch 1966 – 1971, Frankfurt a. M. 1972, 84, 142.

¹⁰ Ebd., 142; in einer Fernsehsendung der ARD vom 3. Mai 1970 hat Frisch diese Sätze noch einmal bekräftigt. In: Erläuterungen u. Dokumente zu „Biedermann und die Brandstifter“. Hrsg. v. Ingo Springmann, Stuttgart (Reclam) 1979, 83.

¹¹ A.a.O., 341.

¹² Schweiz als Heimat?, 562.

¹³ Der Namen „Tschernobyl fällt zweimal in dem „Palaver“ „Schweiz ohne Armee?“ (1989), in: Schweiz als Heimat?, 502, 530.

junge Generation der Intellektuellen noch an die Macht des „Geistes“ – ein naiver Glaube, der in der zweiten Fassung der „Chinesischen Mauer“ schon parodiert wird: nach seiner flammenden Rede gegen die Unheilsgeschichte der Vergangenheit wird dem „Heutigen“ die „Goldene Kette“ des Kaisers umgehängt.

Lässt sich der diffuse Widerstands-Begriff Frischs dennoch genauer definieren? Der letzte Absatz der „Goldene Kalb“-Rede macht es einem nicht leicht. Es heißt dort:

„Ich weiß mich solidarisch mit allen, die, wo immer in der Welt und somit auch hier, Widerstand leisten, auch Widerstand gegen Rechtsstaatlichkeiten als Kniff – ich meine Widerstand auf allen Etagen dieser profitmanischen Gesellschaft, Widerstand mit dem Ziel, dass der Geist der Aufklärung sich durchsetzt und zwar zeitig genug [...] Ohne einen Durchbruch zur sittlichen Vernunft, der allein aus Widerstand kommen kann, gibt es kein nächstes Jahrhundert, fürchte ich. Ein Aufruf zur Hoffnung ist heute ein Aufruf zum Widerstand.“¹⁴

Die Rhetorik ist zweifellos mitreißend (sechsmal „Widerstand“!), aber was ist konkret gemeint und durchsetzbar? Das wollten auch die Redakteure der Züricher „Wochezeitung“ wissen und fragten genauer nach.

„Der fängt ja damit an“, antwortet Frisch, „dass wir selber zu denken versuchen, und was daraus folgt, vielleicht ist es nicht einmal eine Handlung, aber schon Widerstand.“¹⁵ Er antwortet also mit der klassischen Definition von Aufklärung. Gemeint ist ein gewaltloser „Widerstand im Sinn der Aufklärung“. Nach konkreten Beispielen befragt, nennt er „jüngere Ärzte“, die den „Zivilschutzdienst“ verweigern und einen Arzt, der „eine Familie trotz Ausweisung in sein Haus genommen“ hat. Als die Journalisten nachbohren: „Die Frage ist natürlich schon die nach dem Bruch von Legalität – eine Frage, die man sich um so dringender stellen muß, je notwendiger der Widerstand wird ...“¹⁶ und sich so dem Gewalt-Problem nähern, weicht Max Frisch wiederum aus:

„In Chile, zum Beispiel, wäre das keine Gewissensfrage für mich. Für Tolstoi war es eine Gewissensfrage sogar im Russland des Zaren, den er schriftlich als Verbrecher bezeichnete. Ich weiß nur: was aus einem gesitteten Widerstand wird, das hängt von der Lernfähigkeit oder der Unbelehrbarkeit der Macht-Inhaber ab. Ich meine jetzt nicht Toleranz, sondern Fähigkeit zur Einsicht.“¹⁷

Er setzt also vorerst und immer noch auf die Aufklärungskapazität der Machtinhaber und lässt es offen, was geschehen soll, wenn diese Hoffnung scheitert.

Aber was meint die merkwürdig anachronistisch klingende Prägung „gesitteter Widerstand“, die weit hinter die radikalen Überlegungen des ersten Tagebuchs zurückfällt? Ist das nicht eine *contradictio in adjecto*, ein Widerstand mit Maulkorb? Als die Interviewer ein konkretes Beispiel fordern, antwortet Frisch: „Wo fängt Widerstand an? Wenn etwa die Bauern von Rothenturm sich wehren und zwar nicht mit der Mistgabel, die keine Panzer kratzt, sondern

¹⁴ Schweiz als Heimat?, 468.

¹⁵ Ebd., 478.

¹⁶ Ebd., 479.

¹⁷ Ebd., 479f.

vor [dem] Bundesgericht – das lässt sich als Widerstand bezeichnen, als gesitteter Widerstand.“¹⁸ Gemeint ist also ein Widerstand im Rahmen der Gesetze. Aber wäre die „Mistgabel“ (die übrigens an die Bauernkriege erinnert!) dann schon ein ungesitteter Widerstand?

Als die Interviewer schließlich auf Frischs vorbildliche „Öffentlichkeitsarbeit“ als Beispiel verweisen, weicht er nochmals aus: „ich gestehe, die literarische Produktion ist mir schon wichtiger als eine Rede oder ein Interview.“¹⁹

Noch irritierender ist der Kontrast seiner harmlosen Beispiele zu den apokalyptischen Untergangsvisionen und -Warnungen Frischs. [„Es geht – in der Schweiz wie anderswo – um unser Überleben in einem veränderten Zeitalter.“²⁰ „Das Bewusstsein, dass es mit unserer Zivilisation bald einmal zu einem Ende kommen könnte – wirklich verdrängen können dieses Bewusstsein nur Schwangere und Politiker.“²¹ „Wer heute schreibt, ist sich seiner Ohnmacht bewusst. Die Zerstörung der Menschenwelt ist in vollem Gange.“²² „Der Glaube an eine Möglichkeit des Friedens – als einzige Möglichkeit für ein Überleben des Menschengeschlechts – ist ein revolutionärer Glaube.“²³ „trotz Nicht-Krieg“ ist die „irreversible Vernichtung bereits im Gange.“²⁴] Was kann, muss man sich fragen, bei solch düsteren Endzeitperspektiven ein „gesitteter Widerstand“ denn noch ausrichten und verändern?

II

Den gleichen Eiertanz um die Gewaltfrage hatte Frisch, wie gesagt, schon in den vier Selbstverhören des zweiten Tagebuchs inszeniert, mit denen er auf die turbulenten politischen Ereignisse der endenden sechziger Jahre reagierte.

Das erste, datiert auf das Jahr 1967, arbeitet sich an den politischen Schriften Lev N. Tolstojs ab, aus denen ausgiebig zitiert wird.²⁵ Denn der alte Tolstoj vereinigte die beiden Extreme: er war ein kompromissloser und öffentlicher Gegner des verbrecherischen Zarenregimes und gleichzeitig ein kompromissloser Gegner jeglicher Gewaltanwendung.

Das „Verhör I“ beginnt so offen, wie es endet:

- A. Wie stehst du zur Gewalt als Mittel im politischen Kampf? Es gibt Brillenträger wie dich, die persönlich schon einem Handgemenge ausweichen, aber die Anwendung von Gewalt im politischen Kampf bejahen.

¹⁸ Ebd., 480.

¹⁹ Ebd., 480f.

²⁰ 1971; Gesammelte Werke in zeitlicher Folge, hrsg. v. Hans Mayer unter Mitwirkung v. Walter Schmitz, Bd. VI,2, 503.

²¹ 1982, Entwürfe zu einem dritten Tagebuch. Hrsg. u. mit einem Nachwort versehen v. Peter von Matt. Berlin 2010, 15.

²² Gesammelte Werke in zeitlicher Folge, Bd. VII, 71, Laudatio auf Peter Bichsel.

²³ 1989, Schweiz als Heimat?, 552.

²⁴ Ebd., 550.

²⁵ Lev N. Tolstoj: Rede gegen den Krieg. Politische Flugschriften. Hrsg. v. Peter Urban. sammlung in sel, Frankfurt a. M. 1968.

B. – theoretisch.²⁶

Und es endet mit einer zusammenfassenden und unbeantworteten Frage des A: „Du meidest den Satz: Es geht nur mit Gegengewalt. Meidest du den Satz, weil du, wie du sagst, Angst hast vor jedem Akt der Gewalt oder weil du immer noch hoffst, eine gesellschaftliche Veränderung sei möglich ohne die Androhung von Gegengewalt?“²⁷

Dazwischen steht Frischs Bekenntnis, dass ihm Tolstojs Sätze, in denen er „die Vernichtung jener Gewalt, die sich Regierung nennt und von der die größten Leiden der Menschheit herrühren“, fordert,²⁸ dass ihm diese Sätze „zum Bewusstsein bringen, wie brav ich bin, wie staatsgläubig.“²⁹ Neben der Radikalität der politischen Alterspamphlete Tolstojs wirkt die kritische Sprache Frischs in der Tat geradezu harmlos.

Auch das zweite Verhör von 1968, auf dem Hintergrund der gewalttätigen Pariser Studentenunruhen, kommt nicht zu einer klaren Für-oder-Wider-Entscheidung. Auf die Frage: „Identifizierst du dich mit den Studenten?“ antwortet das Alter Ego lakonisch: „Dafür bin ich zu alt.“³⁰ Und als am Ende des Dialogs ein Resultat in Sicht kommt („also ist es ein falsches Unternehmen; so macht man keine Revolution“), da wird auch dieses Ergebnis wieder in die Schwebe eines „vielleicht“ zurückgenommen: „Vielleicht ist das Unternehmen trotzdem wichtig für die Gesellschaft, die an der Macht ist; sie sieht, dass sie sich nur halten kann durch Gewalt – was der Bürger gern vergisst.“³¹

Das dritte Verhör thematisiert die Entführung von drei Flugzeugen durch palästinensische Freischärler im September 1970. Sein offenes Ende habe ich schon zitiert. Dieses Verhör ist ein Lehrstück in der Kunst, sich durch gedankliche und sprachliche Ausweichmanöver und Finten ungreifbar (und vielleicht auch unangreifbar?) zu machen. Anders gesagt: Frisch hat sich auch hier nicht definieren und identifizieren lassen.

Am deutlichsten, aber auch am listigsten wird er noch im vierten Verhör, in dem es um den angeblich ‚neutralen‘ Waffenhandel der Schweiz geht. Auf die einleitende Frage:

A. „Einmal angenommen: eine Gruppe von Leuten, die sich auf die Handhabung von Waffen verstehen, besetzen [!] die Fabriken in Oerlikon und drohen mit Sprengung der Anlagen des Bührle-Konzerns, falls das Geschäft mit dem Krieg nicht verboten wird – was würdest du dazu sagen?“ folgt die Antwort:

B. „Leo Tolstoj verurteilt jede Anwendung von Gewalt – also auch den Krieg, den er als Verbrechen bezeichnet. Ich denke nicht, dass der Bührle-Konzern sich auf Tolstoj berufen könnte.“³²

Nach den vier Verhören schließlich, am Ende des Tagebuchs, das fällige Selbstgericht und das Urteil:

²⁶ Tagebuch 1966-1971, 75.

²⁷ Ebd., 85f.

²⁸ Ebd., 81.

²⁹ Tolstoj: Patriotismus und Regierung, a.a.O., 57.

³⁰ Tagebuch 1966-1971, 141.

³¹ ebd., 144; vgl. dazu sein „Gespräch mit zwei SDS-Leuten“, Wetzel u. Amendt, im März 1968 in: Tagebuch 1966 – 1971, 114.

³² Ebd., 347f.

Sie haben „in einer Gesellschaft gelebt, die Sie als verrucht bezeichnen, Sie haben Veränderungen gefordert usw., das geht aus Ihren zahlreichen Worten hervor, nicht aus Ihren Handlungen. [...] laut Dossier haben Sie kaum anders gelebt als andere Nutznießer, die diese Gesellschaft in Ordnung finden.“³³

Und der Angeklagte akzeptiert schweigend das bittere Urteil, denn er hat in der Tat nur „Worte“ und keine „Handlungen“ vorzuweisen, obwohl er in einer „verruchten“ Gesellschaft zu leben meinte.

Auch dieses Urteil hatte Frisch schon einmal über sich selber gefällt: in der satirisch verfremdeten Figur des „Dr. phil.“ und „Brillenträgers“ (s. „Verhör I“) in „Biedermann und die Brandstifter“, eine Figur, die sich erst im Verlaufe des langen Entstehungsprozesses von der Figur des „Biedermannes“ abgespalten hat.

Chor Einer mit Brille
 Sohn wohl aus besserem Haus,
 Neidlos,
 Aber belesen, so scheint mir, und bleich,
 Nimmermehr hoffend, es komme das Gute
 Aus Gutmütigkeit,
 Sondern entschlossen zu jedweder Tat,
 Nämlich es heiligt die Mittel (so hofft er) der Zweck,
 Ach,
 Hoffend auch er ... bieder-unbieder!³⁴

Nach der Verlesung einer unverständlichen „Erklärung“ „distanziert“ sich der „Dr. phil.“ und verdrückt sich kurz vor dem Feuerinferno ins Parkett.³⁵

„Verrucht“ ist ein auffälliges, ein krasses und zugleich ein altmodisches Wort, in dessen Gebrauch ein Unterton von relativierender Ironie mitschwingt. Aber es verrät uns noch einmal die geheime Ursache für Frischs untergründige Gewaltbereitschaft: er hat die spätkapitalistische Gesellschaft, in der er lebte, für unmenschlich und verbrecherisch gehalten, d.h. für ein System, dessen Macht sich lediglich auf das Gewaltmonopol gründet. (Sowohl in „Biedermann und die Brandstifter“ wie in „Andorra“ hat er sie satirisch bloßgestellt!) Und er wusste: um dieses System wirklich zu verändern, bedürfte es eigentlich der Gegen-Gewalt der Bürger. Das ist die geheime ‚Wunde‘ seines Lebens als Schriftsteller.

Max Frisch hat sich deshalb nicht nur in seinen Selbstverhören unerbittlich in die Enge getrieben, und er hat sich, zwischen Selbstanklage und Selbstverteidigung, zweifellos schuldig gefühlt und unter dieser Schuld gelitten – dennoch hat er sich niemals wirklich gestellt. Denn als ein Aufklärer und Schriftsteller, der auch aus „Angst vor der Gewalt“ die These liebte, „die Vernunft könne verändern“, wusste er sich zwar auf einer beständigen

³³ Ebd., 421f.

³⁴ Stücke 2, Frankfurt a. M. 1964, 135.

³⁵ Vgl. Frischs Hinweis auf die Figur des Hotz: „Ich frage mich, ob nicht beispielsweise der Intellektuelle – der arme Mann, der nicht tut, was er redet, und der daran leidet, dass ihm seine Tatumfähigkeit stets bewusst ist [...] – nicht schwankfähig geworden ist.“ In: Materialien zu Max Frisch: „Biedermann und die Brandstifter“. Hrsg. v. Walter Schmitz, Frankfurt a. M. 1979, 70.

Suche nach der Wahrheit, aber zu keiner Zeit in ihrem Besitz. Außerdem hat das paradoxe Credo seiner Büchner-Preisrede (1958) niemals Geltung für ihn verloren: „Es ist eine Resignation, aber eine kombattante Resignation, was uns verbindet, ein individuelles Engagement an die Wahrhaftigkeit“.³⁶

So ist die erste Fassung der „Chinesischen Mauer“ sein einziges Widerstands-drama geblieben. Alle weiteren Stücke, die Widerstand und Gewalt thematisieren – „Graf Öderland“, „Biedermann und die Brandstifter“ und „Andorra“ - demonstrieren das Versagen und Scheitern des Widerstandes. Öderland (mit der „Axt in der Hand“), eine suggestive Chiffre, eine „Mythe“ (Dürrenmatt) für die latente Gewaltbereitschaft der menschlichen Seele in der kapitalistischen Industriegesellschaft, endet in dem Alptraum der „Macht“; Gottlieb Biedermann – die „Angst vor der Gewalt“ erstickt seinen Widerstand, die Brandstifter sind dämonische Ausgeburten dieser Angst³⁷ - redet sich durch seine lächerliche Feigheit gegenüber den „Brandstiftern“ buchstäblich in sein Verderben hinein; die Andorraner verraten Andri durch ihre kollektive Feigheit und ihren Antisemitismus („Angst“ und „Feigheit“ sind in diesem Stück verschwisterte Leit-motive!), und in „Wilhelm Tell für die Schule“ wird der Schweizer Gründungs- und Widerstandsmythos gründlich zersetzt. Soviel zu dem außerliterarischen, dem praktisch-politischen Widerstandsbegriff bei Max Frisch, der ihm erst in seinen letzten Jahren immer wichtiger wurde.

Auf einem anderen Blatt steht sein klares literarisches Widerstandsverständnis, das den Kern seines gesamten Werkes bildet. Es spricht sich ebenfalls in der Büchnerpreis-Rede („Emigranten“) am deutlichsten aus:

„Wir können das Arsenal der Waffen nicht aus der Welt schreiben, aber wir können das Arsenal der Phrasen, die man hüben und drüben zur Kriegführung braucht, durcheinanderbringen [...] Alles Lebendige hat es in sich, Widerspruch zu sein, es zersetzt die Ideologie, und wir brauchen uns deshalb nicht zu schämen, wenn man uns vorwirft, unsere Schriftstellerei sei zersetzend.“³⁸

Authentische Literatur als Widerspruch, das heißt: gegen die Sprüche, Normen und Phrasen der Welt und der herrschenden Gesellschaft „hüben und drüben“, legt sie ihre Wider-Sprüche ein. Das Widerstandspotential einer solchen Literatur liegt in ihrem Charakter als Einspruch und Widerspruch. Ihre Herrschafts- und Machtkritik realisiert sich als Sprachkritik, als Kritik der „Herrschaftssprache“.³⁹ Ihr utopisches Ziel ist die Auflösung von Feindbildern und Stereotypen auf allen Etagen der Gesellschaft und zwischen den Völkern und Staaten. Auf die Frage: „Sehen Sie Kunst und Literatur als eine Gegenmacht?“ antwortete Frisch in dem Interview von 1986: „Nicht eine Gegenmacht, nein, sondern eine Gegen-Position zur Macht.“⁴⁰

³⁶ Gesammelte Werke in zeitlicher Folge, Bd. IV,1, 242f.

³⁷ So die Deutung Frischs! In: Materialien, a.a.O., 75.

³⁸ Gesammelte Werke in zeitlicher Folge, Bd. IV,1, 236

³⁹ Max Frisch: Schwarzes Quadrat. Zwei Poetikvorlesungen. Hrsg. v. Daniel de Vin unter Mitarbeit v. Walter Obschlager. Mit einem Nachwort v. Peter Bichsel. Frankfurt a. M. 2008, 67f.

⁴⁰ Schweiz als Heimat?, 477; Schwarzes Quadrat, 63, 71.

Von diesem beweglichen und „zersetzenden“ Einspruchs- und Widerspruchsgeist, einem konjunktivischen Sprechen, einem gewitzten und vieldeutigen Zurückfragen und der Kunst des Schweigens und Verschweigens – das lässt sich jetzt erkennen – sind auch die Verhör-Dialoge des Tagebuchs erfüllt. Sie verführen zum Mit- und Nachdenken und damit zur Selbstüberprüfung des Lesers. Während sie unschlüssig vor dem Aufruf zum gewaltsamen Widerstand zögern, leisten sie auf ästhetische Weise literarischen Widerstand. Ohne für den eigenen Freispruch zu plädieren, versuchen sie sich von den bedrängenden Zeitereignissen frei zu sprechen. In diesem Paradox liegt ihre Leistung und ihr Wert beschlossen.

Aber Frischs „Gegen-Position“ der Literatur und Kunst lebt noch von einem zweiten Impuls. Es ist sein Glaube an „das Wunder des Wortes, das Geschichte macht: ‚Im Anfang war das Wort.‘“⁴¹ Also ein säkularisierter christlicher Glaube, dass das „Wort“ des Schriftstellers zu „Fleisch“ und zur „Tat“ werden kann. Auch wenn der Autor lebenslang vor der Grenze zu gewaltsamen politischen „Handlungen“ verharrte, seinen „Worten“ traute er immer wieder die Kraft zu, diese Grenze gewaltlos zu überschreiten. Der Glaube an die Macht des Wortes – auch von dieser zerbrechlichen Hoffnung hat Max Frisch bis zuletzt gelebt.

III

Jetzt ist die Frage überfällig, ob es denn überhaupt eine ernsthafte Alternative zu Frischs nachdenklichem und ängstlichen Zögern vor der Gewaltgrenze gegeben und welche Wirkung auf die Öffentlichkeit sie gehabt hätte. Die Probe darauf ist möglich, weil es einen bekannten und vergleichbaren zeitgenössischen Intellektuellen gab, der diese heikle Grenze nach Tschernobyl ebenso entschlossen wie verzweifelt überschritten hat. Ich meine den Philosophen und Schriftsteller Günther Anders (1902-1992), neun Jahre älter als Frisch, anderthalb Jahre nach ihm gestorben. Frisch nennt ihn meines Wissens nur einmal, und zwar in seiner Rede über das „Ende der Aufklärung“: „Aufklärung heute ist Revolte gegen den Aberglauben in die Technologie, die den Menschen antiquiert, wie Günter Anders es bezeichnet, und zur Ohnmacht gegenüber der Technologie führt.“⁴² Gemeint ist das bis heute bekannteste Werk von Anders über „Die Antiquiertheit des Menschen. Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution“, das erstmals 1956 in München erschien. Sein letzter Teil trägt den Titel: „Über die Bombe und die Wurzeln unserer Apokalypse-Blindheit“. Seither gilt er als der konsequenteste und nachhaltigste Mahner vor den globalen Gefahren des Atomzeitalters.

Nach der Zäsur von Tschernobyl sah Anders, unter der Devise „Notstand legitimiert Notwehr, Moral bricht Legalität“,⁴³ eine grundsätzlich „neue Qualität von Widerstand“ gegeben,⁴⁴ weil „mit Gewaltlosigkeit nichts mehr zu erreichen ist“.⁴⁵ Deshalb rief er in seinen letzten

⁴¹ Tagebuch 1946 – 1949, 33.

⁴² Nach Auskunft des Frisch-Archivs in Zürich gab es keinen Briefkontakt; die Bibliothek Frischs ist noch nicht archiviert.

⁴³ Gewalt ja oder nein? Eine notwendige Diskussion. Hrsg. v. Manfred Bissinger. München 1987, 93.

⁴⁴ Ebd., 27.

⁴⁵ Ebd., 23.

Lebensjahren zum gewaltsamen Widerstand gegen die verantwortlichen Machthaber auf. Dazu nur zwei Zitate: „Da wird uns nichts anderes übrig bleiben, als zurückzudrohen und diejenigen Politiker, die gewissenlos die Katastrophe in Kauf nehmen oder direkt vorbereiten, ineffektiv zu machen.“⁴⁶ Was mit „ineffektiv“ gemeint ist, spricht ein zweites Zitat aus: „Dem mehr als 3000 Jahre alten Verbot ‚Du sollst nicht töten‘ (2. Mose, 20,23) sollten wir aber eine Ergänzung anhängen: ‚Du darfst – vielleicht sogar: Du sollst – diejenigen töten, die die Menschheit zu töten bereit sind.“⁴⁷

Diese radikalen Äußerungen eines zornigen alten Mannes lösten sofort eine kontroverse öffentliche Diskussion aus, die ebenfalls in dem genannten Band dokumentiert ist. Neben Zustimmung überwogen (natürlich!) die Stimmen erschrockener Ablehnung. Deren Hauptargument lautete: „auch Anders könnte ja nie damit rechnen, dass die Tötung einzelner Repräsentanten von Staat und Militär die gesamte Politik zu verändern vermöchte. Das moralische Argument wird zur moralisierenden Rechtfertigung des Terrors.“⁴⁸

Hat die verzweifelte Grenzüberschreitung des Einzelgängers Anders etwas bewirkt? Ich denke, erst wenn ein plötzlicher und gewaltiger Schock den innersten Kern großer Bevölkerungsgruppen erreicht - wie nach der Fukushima-Katastrophe - , scheinen Veränderungen – reelle Hoffnungen und erfolgreicher Widerstand - möglich zu werden.

IV

Max Frisch hat sein literarisches Credo in der Büchnerpreis-Rede von 1958 mit Recht in der ersten Person Plural verkündet: „Wir!“ Denn es ist in der Tat außerordentlich zeit- und generationstypisch. Typisch ist der totale Ideologieverdacht und das engagierte Anti-Engagement (auch contra Brecht!), typisch ist das Machtverständnis und die Machtkritik als Sprachkritik, typisch das emigrantische Bewusstsein, als ein heimatloser Außenseiter zu sprechen. Die westlichen deutschsprachigen Schriftsteller und Intellektuellen nach 1945 verstanden sich mehrheitlich als elitäre Einzelgänger. Ihr politisches Bewusstsein, zwischen den Blöcken des Kalten Krieges, war überwiegend anarchisch geprägt. Gegenüber den herrschenden Mächten sahen sie sich in einer oft als heroisch empfundenen Isolation und Résistance, engagiert allein für den Menschen. Im Widerstand gegen die Adenauer-Restauration war ihre Haltung fast absolut oppositionell, aber auch weitgehend praxisfeindlich. Sie formulierten zwar viele Proteste und Manifeste gegen die Wiederbewaffnung, gegen die Atombombe, gegen alle antidemokratischen und restaurativen Tendenzen – aber immer aus der weiten und überlegenen Distanz des kritischen Geistes, ohne praktische Einmischung in die Politik.

Deshalb stoßen wir in dieser Zeit überall auf verwandte Bekenntnisse und ähnliche literarische Widerstandsformeln (z. B. bei Böll, Andersch, Eich, Nossack, Enzensberger, Adorno). Obwohl sie sich so emphatisch als Außenseiter und Einzelgänger fühlten, sprachen sie doch mit einer Stimme, wenn sie ihre Autorposition und die Wirkungsweise der Literatur erklären wollten. Denn ihr niemals bezweifelt Grundaxiom war immer noch, obwohl sie die

⁴⁶ Ebd., 24.

⁴⁷ Ebd., 145.

⁴⁸ Text & Kritik 115, Juli 1992: Günther Anders, darin: Wolfgang Matz: Politik der Apokalypse, 49-57, hier 55.

politische Welt viel genauer beobachteten als die Schriftsteller der Weimarer Republik, eine undialektische Antithese von Geist und Macht, Kunst und Politik, und vor allem die Gewissheit, in Literatur und Kunst über einen archimedischen Punkt zu verfügen, der allen Relativierungen und Deformationen der Geschichte entzogen und damit unangreifbar sei.

Dieses literarische Widerstandsmodell geriet erst in den sechziger Jahren in die Krise und wurde in der zweiten Hälfte dieses Jahrzehnts durch ein anderes ersetzt, nämlich durch den Rückgriff auf eine direkt politisch engagierte Literatur. Die praxisferne Opposition und sprachkritische Subversion der fünfziger Jahre geriet nun in den Verdacht, im Grunde systemimmanent und systemstabilisierend gewirkt zu haben.

An die Stelle eines defensiven literarischen Widerstands gegen die Restauration trat der offene und aggressive politisch-literarische Widerstand gegen die Manipulation der Medien und gegen die Repressionen des kapitalistischen Systems. Man proklamierte den Tod der bürgerlichen Literatur und versuchte die ersehnte Revolution und das fehlende revolutionäre Subjekt herbeizuschreiben und herbeizureden. Während ein Max Frisch zur gleichen Zeit das „Private“ als die „Domäne der Literatur“ verkündete, aber als Schweizer Staatsbürger politisch immer aktiver wurde, hat man in Westdeutschland eine „Revolution“ (sie war im Grunde ein Demokratisierungsschub!) nachgeholt, die in den ersten Nachkriegsjahren nicht stattgefunden hatte.

Die Ernüchterung ließ nicht lange auf sich warten. Denn die beiden Widerstandsmodelle, die sich mit ihren Inhalten und Parolen so gegensätzlich präsentieren, sind in struktureller Hinsicht durchaus kongruent. Auch das Modell der sechziger Jahre gründet noch auf der gleichen Macht-Geist-Antithetik und ist der gleichen simplen Machttheorie verpflichtet wie das Modell der fünfziger Jahre. Auch die militante linke Intelligenz glaubte sich im Besitz eines archimedischen Theorie- und Aktionspunktes, mit dem einzigen Unterschied, dass sie ihn politisch definierte, dass sie von Adorno zu Herbert Marcuse überlief. Sich im Besitz der revolutionären Wahrheit wähnend, nahm sie den Kampf gegen all die bösen Mächte auf, die sich für sie in der kapitalistisch-imperialistischen Gesellschaft und ihrem Staat verkörperten. Ihr Nein gegenüber den Herrschenden war genauso kompromisslos, die moralische Konfrontationsstruktur genauso einfach wie in den fünfziger Jahren.

Einzig Günter Grass, der sich in den sechziger Jahren vehement von den „revolutionären Studenten“, Intellektuellen und Kollegen absetzte, weil ihm ihr simples Konfrontationsgebaren suspekt geworden war und der es ablehnte, „den antiquierten Gegensatz zwischen Geist und Macht neu zu konstruieren“⁴⁹ und der dafür die „immerfort unzulängliche, heilig-nüchterne Demokratie“ besang, nahm eine Entwicklung vorweg, die zu dem dritten Modell führte. Dieses Modell ist geprägt von einer allmählichen Entkrampfung und Annäherung zwischen Literatur und Politik und einem vorsichtigen Dialog, der bis zu dem „Verfassungspatriotismus“ der achtziger Jahre führte. In diesen Jahren schlossen die meisten westdeutschen Schriftsteller ihren Frieden mit der Bundesrepublik. Die

⁴⁹ Des Kaisers neue Kleider. Rede im Bundestagswahlkampf. September 1965. In: Günter Grass: Werkausgabe in zehn Bänden. Darmstadt und Neuwied 1978. Bd. IX, 113.

innenpolitischen Widerstandslinien wurden geräumt, während die außenpolitischen Widerstandslinien, vor allem gegen die internationale Raketenaufrüstung, sich bis zum Beginn der Ära Gorbatschows und der großen West-Ost-Abrüstung verdichteten.

Die Auflösung der beiden streitbaren Widerstandsmodelle brachte mit den siebziger und achtziger Jahren zwar eine Zeit der Entpolitisierung und Ästhetisierung der Literatur, des Rückzugs ins Alltägliche und Private, in subjektive Sensibilität und Introspektion, in postrevolutionäre Resignation und Melancholie infolge eines generellen Utopieverlustes, sie brachte eine Zeit der Hoffnungslosigkeit und Endzeitgefühle, aber sie normalisierte doch auch das Verhältnis zwischen Schriftsteller und Staat. Sie war ein Zeichen für die zunehmende Demokratisierung unserer Gesellschaft, förderte die Selbstbesinnung der Literatur und entlastete sie von publizistischer Mehrarbeit. Die meisten Schriftsteller folgten dem Beispiel Max Frischs und trennten ihre politischen Aktivitäten von ihrer literarischen Arbeit.

Das vierte Modell schließlich – parallel zur Auflösung der Sowjetunion und der starren Ost-West-Blöcke, parallel zur deutschen Wiedervereinigung und dem Golfkrieg – ergab sich aus einer fundamentalen Krise des politischen Widerstandsbegriffs und einer neuen Machttheorie. Die Intellektuellen verloren ihre bisherige stabile Freund-Feind-Orientierung und es setzte sich die Erkenntnis von unserer aller unausweichlichen Verstrickung, Mitverantwortung und Mitschuld durch, die gerade uns als den Bewohnern der „Ersten Welt“ schon in der Wiege aufgeladen wird. Die bisherigen Widerstandsformen und Protestrituale erwiesen sich als fragwürdig, denn die Machtverhältnisse und Machtprozesse der globalen Welt bilden ein allzu komplexes System und Netzwerk, als dass man ihnen mit binomischen Formeln und antithetischen Konstellationen – Täter und Opfer, Schuldige und Unschuldige, Herrschende und Beherrschte, Kapitalismus und Sozialismus, Individuum und Gesellschaft, oben und unten, Opposition oder Affirmation, progressiv oder konservativ – noch beikommen könnte. Die Stunde der einfachen Wahrheiten, Botschaften und Widerstandsaktionen war vorbei.

Wegweisend und repräsentativ wurden die neuen Machtkonzepte von Michel Foucault und Frederic Jameson. Ich zitiere eine charakteristische Passage aus Foucaults 1976 erschienenem Buch „Der Wille zum Wissen“, mit der er vor allem seine marxistischen Freunde schockierte: „Die Macht kommt von unten, das heißt, sie beruht nicht auf der allgemeinen Matrix einer globalen Zweiteilung, die Beherrscher und Beherrschte einander entgegengesetzt und von oben nach unten auf immer beschränktere Gruppen und bis in die letzten Tiefen des Gesellschaftskörpers ausstrahlt. Man muss eher davon ausgehen, dass die vielfältigen Kraftverhältnisse, die sich in den Produktionsapparaten, in den Familien, in den einzelnen Gruppen und Institutionen ausbilden und auswirken, als Basis für weitreichende und den gesamten Gesellschaftskörper durchlaufende Spaltungen dienen.“⁵⁰

An der gleichen Stelle deutet Foucault an, welche Konsequenzen eine solche quasi umgekehrte Machtkonzeption für die Idee und die Praxis des Widerstands hat:

„Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand. Und doch oder gerade deswegen liegt der Widerstand niemals außerhalb der Macht.“

⁵⁰ Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit Bd. 1, übersetzt v. Ulrich Raulff u. Walter Seitter. Frankfurt a. M., 4. Aufl. 1991, 115.

Noch ernüchternder klingen die Konsequenzen, die der marxistisch orientierte Kultur- und Literaturtheoretiker Jameson aus den poststrukturalistischen Theorien für alle Formen eines kulturellen, bzw. gegenkulturellen Widerstandes im Spätkapitalismus gezogen hat. Er stellte 1984 fest, „dass sich einige der uns liebgewordenen und in ihrer Radikalität altgewordenen Konzepte von Kulturpolitik überlebt haben“ und fuhr dann fort:

„Wie unterschiedlich diese Konzepte auch waren – ihr Spektrum reichte von Schlagworten der Negativität, der Opposition und der Subversion bis zu Kritik und Reflexion -, so gingen doch alle von einer gemeinsamen, in die Metapher des Raums gefassten Voraussetzung aus: von der stets benutzen Formel von der ‚kritischen Distanz‘. Keine der gängigen linken Theorien zur Kulturpolitik kommt ohne ein Konzept von einer gewissen, wenn auch minimalen ästhetischen Distanz aus, ohne die Möglichkeit, kulturelle Handlungen außerhalb des massiven Seins des Kapitals anzusetzen; einen archimedischen Punkt anzunehmen, von dem aus der Kapitalismus anzugreifen ist. Nun war aber festzustellen [...], dass im neuen ‚Raum‘ der Postmoderne die Distanz ganz allgemein (und die ‚kritische Distanz‘ im besonderen) abgeschafft worden ist. Wir sind ab sofort in diese aufgefüllten, diffusen Räumlichkeiten so weit eingetaucht, dass unsere nunmehr postmodernen Körper der räumlichen Koordination beraubt sind: praktisch und auch theoretisch unfähig, Distanz herzustellen.“

Jameson zog daraus die bittere Konsequenz, „dass nicht nur lokal begrenzte, alternative Formen gegenkulturellen Widerstands und der Guerilla, sondern auch offene politische Interventionen [...] auf irgendeine Weise heimlich entwaffnet und von einem System absorbiert werden, zu dem sie dann letztlich auch gerechnet werden müssen, da sie sich eben nicht von ihm distanzieren können.“⁵¹

V

Ich kehre zu Max Frisch mit der Frage zurück, wie sich seine späten Vorstellungen über literarischen und politischen Widerstand, über spätkapitalistische Macht, über die Zukunft der Aufklärung und wie sich seine verzweifelten Hoffnungen und Endzeitvisionen im Lichte dieser Theorien und Erfahrungen ausnehmen.

Seine Schwierigkeiten – das lässt sich jetzt erkennen – hängen einmal damit zusammen, dass er noch immer seinem alten antithetischen Widerstands- und Machtmodell folgte, das mit archimedischen Punkten und kritischen Distanzierungsmöglichkeiten rechnet, so dass die Stoßrichtung seines Widerstandes deshalb einseitig nach außen zielte; zum andern aber damit, dass er die Widersprüchlichkeit und Obsoletheit dieses Modells schon spürte, so dass er den Widerstand unwillkürlich auch nach innen, d.h. gegen sich selbst, gegen seine eigene Lebensweise richtete, und dass er schon auf den gewaltlosen politischen Widerstand in Kleingruppen verwies, ohne bereits bewusst über ein neues Modell zu verfügen. Sowohl seine Altersresignation wie sein Altersradikalismus sind Reaktionen auf diese krisenhafte Suche

⁵¹ Zur Logik der Kultur im Spätkapitalismus. In: Andreas Huyssen, Klaus R. Scherpe (Hrsg.): Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels. Reinbek bei Hamburg 1986, S. 45-102; hier 93f.

nach neuen Widerstandsformen, die nicht sofort von dem allmächtigen Machtsystem absorbiert und „entwaffnet“ werden. Er hatte schon ein Gefühl dafür, dass der Widerstand künftig nach außen *und* nach innen gerichtet und eine Sache der Vielen sein muss. Dass er nach Tschernobyl nicht den gewaltsamen Weg von Günther Anders gegangen ist, spricht nicht gegen ihn. Er hat, im Gegensatz zu Anders, seine schriftstellerische und politische Erfahrung der „Ohnmacht“ bis zuletzt eingestanden und ausgehalten. „Schreiben als Notwehr gegen die Erfahrung der Ohnmacht.“⁵²

Aber gerät man nach allem nicht in Versuchung, von einer lebenslang unterdrückten (latenten) Gewaltbereitschaft Max Frischs, von dem „Öderländischen“ in ihm selbst zu sprechen? Unterdrückt von den ebenso elementaren Gegen-Gefühlen der „Angst“, der „Feigheit“ und einer fragwürdigen bürgerlichen „Sittlichkeit“, und dennoch beständig gespeist von dem Bewusstsein, in den lebensfeindlichen Zwängen eines unsittlichen, eines menschenfeindlichen und verbrecherischen Gesellschaftssystems existieren zu müssen?

In einem „Werkbericht“ über das „Öderland“-Stück findet sich das rückhaltlose Bekenntnis: „Einmal hatte ich tatsächlich eine Axt in der Hand, keine sinnbildliche etwa, ein Beil, genauer gesagt, womit ich einen geliebten Menschen bedrohte; ich weiß nur: das hatte nichts mit einer Idee zu tun, es war ein Anfall, grauenvoll und lustvoll. Ich hatte aber Glück: ich erwachte.“⁵³

In diesem Zusammenhang werden seine wiederholten Darstellungen einer gehemmten Gewaltbereitschaft gegenüber Ehepartnern und Frauen besonders auffällig. Ich nenne den Schwank „Die große Wut des Philipp Hotz“ („Nur die Wut nicht verlieren!“), aus dem zweiten Tagebuch die „Skizze eines Unglücks“ und die Erzählung „Glück“, die späte Erzählung „Blaubart“ und ich konzentriere mich nun auf eine Schlüsselszene des Romans über Anatol Stiller, der sich schon anfangs als angeblicher Mörder seiner Gattin Julika vorstellt. (Mord, Ermordung gehören zu den Leitmotiven des Romans)

Denn obwohl der Spanienkämpfer Stiller für seine „’tolle Geschichte von Toledo’“⁵⁴ wiederholt die Bewunderung und den Beifall seiner Schweizer Freunde einheimst, fühlt er sich als Verräter, „Versager“ und „Feigling“, weil er „damals am Tajo nicht geschossen“, das heißt: als unfähig zur Gewaltanwendung erwiesen hat. Er hatte am Fluss Tajo eine kleine Fähre zu bewachen, ließ vier Franco-Spanier unbehelligt an sein Ufer kommen und sich von ihnen entwaffnen und fesseln.⁵⁵

Seither verfolgt ihn das Bewusstsein, kein richtiger „Mann“ zu sein: „Ganz einfach! Ich bin kein Mann.“⁵⁶ und das wächst sich zu einem Traum und Trauma der „Impotenz“ aus. „Jahrelang habe ich noch davon geträumt“, gesteht er seiner Geliebten Sybille, der Frau des Staatsanwalts, „ich möchte schießen, aber es schießt nicht – ich brauche dir nicht zu sagen, was das heißt, es ist der typische Traum der Impotenz“.⁵⁷ Als einen Ausgangspunkt für die

⁵² Schwarzes Quadrat, 21, 57.

⁵³ Gesammelte Werke in zeitlicher Folge, Bd. III,1, 93.

⁵⁴ Stiller. Roman. Frankfurt a. M. 1963, 165.

⁵⁵ Ebd., 317.

⁵⁶ Ebd., 316.

⁵⁷ Ebd., 318f.

⁵⁸ Julian Schütt: Biographie eines Aufstiegs. 1911-1954. Berlin 2011, 465, 480f.

Entstehung des „Stiller“ wie des „Don Juan oder die Liebe zur Geometrie“ hält schon ein Notizbuch vom März 1951 fest: „Angst vor der Impotenz“.⁵⁸

Das deutsche Wort für „Impotenz“ heißt „Ohnmacht“. „Schreiben als Notwehr gegen die Erfahrung der Ohnmacht“ ist also zugleich ein Schreiben gegen die Erfahrung der Impotenz, gegen die Angst, privat wie politisch kein richtiger Mann, sondern ein ohn-mächtiger Mann zu sein. Diese emotionale und intellektuelle Gemengelage des Privaten und Politischen ist typisch nicht nur für Stiller, Don Juan und Öderland, sondern auch für ihren Autor Max Frisch. In der autobiographischen Prosa „Montauk“ fällt der Satz: „Es braucht eine Ehe, eine lange, um ein Monster zu werden.“ Volker Weidermann, der auf diese ‚monströsen Schattenseiten‘ hinweist, schreibt in seiner jüngst erschienenen Biografie: „Die Reizbarkeit nahm mit den Jahren zu, seine ‚Anfälle‘, wie er es nannte. Er trank viel, und seine Frau hatte oft auch Angst vor ihm. Obwohl er nicht gewalttätig wurde – nur gegen Geschirr, Gläser, gegen Teller oder auch gegen sich selbst.“⁵⁹ Und die Biographie von Julian Schütt beginnt mit dem erstaunlichen Satz: „Noch in den liebevollsten Erinnerungen seiner Freunde hat er plötzlich ein Messer in der Hand.“ Bei Peter von Matt heißt es dezenter: „in ähnlicher Polarität verhält sich bei Max Frisch die kühle Ausdauer bei der Erforschung seiner Zeitgenossen zur plötzlichen Aktion, die ruhige Beobachtung zur weißen Wut.“⁶⁰

Es lassen sich daraus mehrere entscheidende Schlussfolgerungen ziehen:

1. Das Private – z.B. die Geschlechterfrage – erscheint deutlich als der primäre Bereich; das Politische – „Ohne Widerstand – keine Hoffnung“ – als der davon abhängige sekundäre Bereich. „Ich bewundere an Frisch, dass er sich als Fall ansah. Frisch ist immer der Fall, sein Fall ist der Fall“, hat Dürrenmatt mit dem Scharfsinn des Antipoden bemerkt.⁶¹

Es gilt für Frisch selbst, was er in Brecht hineinprojiziert hat, wenn er dessen Definition, dass „die Frage der Beschreibbarkeit der Welt eine gesellschaftliche Frage ist“, entgegenhält:

„Nur lässt sich das auch umgekehrt lesen, nämlich so: dass das politische Credo, das Veränderung der Welt fordert, sekundär ist, die Auslegung des darstellerischen Problems.“⁶²

2. Das Schreiben als „Notwehr gegen die Erfahrung der Ohnmacht“ erweist sich somit als eine gewaltlose Macht (eine „Gegen-Position zur Macht“ nennt es Frisch) und zugleich als die Lösung des Dilemmas durch einen Akt der fiktiven Versöhnung/des Ausgleichs zwischen dem Männlichen und dem Weiblichen, der Ohnmacht und der Macht.

⁵⁹ Volker Weidermann: Max Frisch. Sein Leben, seine Bücher. Köln 2010, 337; vgl. 373f. zu „Blaubart“.

⁶⁰ Die Mythen des Mythenbekämpfers Max Frisch. Wahrheit, Wut und strenge Kunst. In: ders.: Die tintenblauen Eidgenossen. Über die literarische und politische Schweiz. München, Wien 2001, 227.

⁶¹ Gespräche 1961-1990 in vier Bänden. Hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold in Zusammenarbeit mit Anna von Planta u. Jan Strümpel, Zürich 1996, Bd. 2: Die Entdeckung des Erzählens. Gespräche 1971-1980, 154; vgl. Gespräche 3, 246.

⁶² Öffentlichkeit als Partner, Frankfurt a. M. 1970, 77.

3. Es geht auch beim Schreiben immer und im weitesten Sinne um die Machtfrage. Denn Schreiben ist schon eo ipso, auch ohne erklärtes Ziel, ein Akt der Selbstbehauptung und des Widerstands.
4. Das „Widerstands“-Vermächtnis Max Frischs enthält also eine bewusste und eine unbewusste Botschaft für uns, das heißt, eine politische und eine psychologische. Die politische ist eindeutig: sie richtet sich gegen die kapitalistische „profitmanische“ Gesellschafts- und Staatsordnung. Die wichtigere psychologische, die „öderländische“ Botschaft aber heißt: Jeder politische Impetus bezieht seine Kraft und Richtung aus den Dunkelbereichen der individuellen menschlichen Psyche, so wie sie in den Träumen Stillers nach seinem Selbstmordversuch oder in den Ausbruchsvisionen Öderlands erscheinen. Die griffige Formel „Ohne Widerstand – keine Hoffnung“ ruht also wie ein Eisberg auf einem unsichtbaren Sockel. (Schon Frischs „Don Juan“ warnt vor dem „Sturz“ in den Abgrund der eigenen Seele, im 3. Akt.)
5. Ohne Einsicht in diesen Komplex läuft jeder politische Widerstand Gefahr, einäugig oder blind zu bleiben.
6. Hinterlassen hat uns Max Frisch also ein Widerstandsvermächtnis, dessen wichtigste Botschaft heißt: ‚Empört Euch – aber empört Euch auch über euch selbst!‘ Und das will heißen: Erkundet auch Eure eigenen psychischen Gründe und Abgründe und Eure eigene Lebensweise⁶³.

Denn jeder von uns, ob wir wollen oder nicht, ist auch ein winziger Knoten im herrschenden Machtsystem dieser globalen Welt, einer Welt, deren Selbstzerstörung sich von Jahr zu Jahr beschleunigt.

VI: Epilog

Ich schließe mit der Frage, welche Nachfolge das Widerstands-Vermächtnis Max Frischs gefunden hat.

Dass die beiden Weggefährten Peter Bichsel und Adolf Muschg auf seinen Spuren geblieben sind, bedarf kaum der Erwähnung. In Muschgs Poetik-Vorlesungen „Literatur als Therapie?“ heißt es: „Das Poetische ist widerstandsfähig. Die Verwalter der Macht haben die Kunst zu fürchten – am meisten die autonome, die unbeirrbar selbstgefällige Kunst.“⁶⁴

Vorweg deshalb zwei Stellungnahmen ehemaliger DDR-Autoren, beide mit der Perspektive eines möglichen „Weltuntergangs“.

Christoph Hein hat zur Jahreswende 2010/11 eine „Neujahrsrede“ gehalten⁶⁵. Sie trägt den Titel „Worauf ich hoffe“ und wird eingeleitet mit dem Satz: „Wenn Gott gerecht ist, muss er unseren Untergang zulassen. Um diese Welt zu retten, müssen die Jungen alles anders machen

⁶³ Ich spiele damit auf zwei Aufrufe an: Auf den 2010 erschienenen Appell von Stéphane Hessel: „EMPÖRT EUCH!“ Übersetzt von Michael Kogon. Ullstein, Berlin 2010, und auf einen „Spiegel“-Essay von Harald Welzer unter dem Titel: „EMPÖRT EUCH – ÜBER EUCH SELBST!“ Nr. 28 v. 11.7.2011, 112f.

⁶⁴ Im Abschnitt 55, „Kunst als Widerstand“, es 1065, Frankfurt a. M. 1981, 177

⁶⁵ Abgedruckt in der „Zeit“ v. 30.12.2010

als die Alten.“ Denn auch für Hein ist „die finale Katastrophe in greifbare Nähe gerückt“ und wie Frisch setzt er eine letzte Hoffnung auf die „Vernunft“. „Sie müssen zur Vernunft kommen“, ruft er den Jungen zu.

Christa Wolf, die Verfasserin des „Störfalls“ (1987) und deshalb als „Expertin für den Weltuntergang“ gefragt, ist nach Fukushima am 17. März 2011 in der „Zeit“ interviewt worden. Und auch hier geht es um die „Hoffnung“. Sie antwortet: „Meine Hoffnung, dass das, was man nach so einer Katastrophe sagen kann, irgendetwas bewirkt, ist geschwunden. Damals nach Tschernobyl dachten viele: Es kann doch nicht so weitergehen wie bisher. Aber es ging weiter.“ Und ihre verzweifelte Resthoffnung hört sich so an: „Alles was ich dazu sagen kann, würde sehr naiv klingen. Wenn ich zum Beispiel sage, dass ich mir statt eines zerstörerischen Wettlaufs eine solidarische Gesellschaft wünsche, weiß ich doch, wie lächerlich das auf einflussreiche Mächte wie die Atomlobby wirken muss. Die lachen sich über die Idee eines solidarischen Miteinanders krank.“

Es steht also nicht gut um die Wirkung des Frisch'schen Vermächtnisses. Das zeigen auch weitere exemplarische Stichproben.

Zum Beispiel bei den bisherigen Frisch-Preisträgern, von denen die Jury erwartet, dass sie in ihren Werken „in künstlerisch kompromissloser Form Grundfragen der demokratischen Gesellschaft thematisieren“.

Der erste war Tankred Dorst (1998). Er nahm unter dem Titel „Noch einmal Öderland“ ein früheres Gespräch wieder auf, um kritisch die Grenzen des Aufklärers Frisch zu markieren: „Mir scheint, das Öderländische im Menschen ist mit einer Dramaturgie, die der Aufklärung dienen will, nicht zu beschreiben.“ Dorst hört nämlich aus Öderland „ein dem Menschen innewohnendes Bedürfnis nach Anarchie und Zerstörung“ heraus. Aber „Lösungen für unsere gesellschaftlichen und psychologischen Probleme hat das Theater nicht parat“. Über seinem Theaterportal von steht deshalb die Losung: „Wir sind nicht die Ärzte, wir sind der Schmerz.“

⁶⁶

Der nächste Preisträger war der treue Weggefährte Jörg Steiner (2002). Er spricht dankbar von Büchern, „die schon immer Schutz und Bergung geboten und den Widerstand gegen jede voreilige Versöhnung aufrecht erhalten hatten.“ Er würde einem aus der „Schattenwelt“ zurückgekehrten Frisch „nicht von den weltbewegenden Ereignissen reden“, sondern „wie wir versucht haben, unsere Vorstellung von der Welt zu verteidigen.“ In einer Rezension der Rede (von Beat Mazenauer) heißt es zurecht: „In ihm [Steiner] ist die literarische Frageform, die Frisch mitunter mit provozierender Schärfe vortrug, in die Unsicherheit, ins Konjunktivische abgebogen. Zweifel und Widerspruch werden leiser geäußert als bei Max Frisch – doch ebenso beharrlich.“

Ralf Rothmann hingegen, der Preisträger von 2006, kündigt Max Frisch fast bis ins Unhöfliche die Gefolgschaft auf. Ihm ist der „Mitbürger“ und politische Publizist nicht

⁶⁶ Die Preisrede Dorsts ist bisher als einzige veröffentlicht worden: Noch einmal Öderland. Ein wieder aufgenommenes Gespräch. Mit einer Laudatio von Günther Erken u. einer Rede von Hans Mayer. Frankfurt a. M. 1999, 27-45, hier 33, 38, 44; die anderen Preisreden hat mir Frau Dr. Margit Unser, die Leiterin des Max-Frisch-Archivs der ETH Zürich, freundlicherweise zugänglich gemacht.

geheuer. „Man weiß es nämlich nicht besser und will auch nicht so tun, auch nicht vor laufender Kamera, man misstraut dem Wunsch nach Antworten [...] Sich einzumischen à la Frisch, auf den Tisch zu hauen à la Frisch, mutige und markante Reden zu schreiben [...], dazu ist man möglicherweise nicht mehr naiv genug.“ Denn: „angesichts der politischen, ökonomischen und ökologischen Ungeheuerlichkeiten heute wäre die dazu aufzubringende Naivität des engagierten Autors so groß, dass er sie ohne Pose nicht durchhalten könnte“. Rothmanns Gegenrezept: Lob der Poesie und der „Stille“ – eine Rückkehr in die Romantik. Hier hat sich die Jury wohl vertan.

Nicht so bei Barbara Honigmann, die am 15. Mai 2011 den Frischpreis erhalten hat. Ihre Rede trägt den Titel „Berührungen“, und in der Tat gibt es viele biographische und existentielle, direkte und indirekte Berührungen zwischen Max Frisch und der Ich-Geschichte der um 38 Jahre Jüngeren. Sie teilt mit ihm nicht nur das emigrantische Bewusstsein – als Kind nach England emigrierter deutscher Juden, die nach dem Krieg als Kommunisten in der DDR Karriere machten, - sie war auch, als „verschämte Jüdin“ und „verschämte Deutsche“, lange auf der Suche nach sich selbst. Deshalb bekennt sie sich zu Frischs Nachfolge, zu seiner Poetik wie zu seinem Engagement. Denn ihr „Antrieb zum Schreiben“ speist sich aus derselben Quelle, nämlich der „Hoffnung, ‚dass das Chaos sich ordnen lasse, fassen lasse wie ein Satz, und die Form, wo immer sie einmal geleistet wird, uns mit einer Macht des Trostes erfüllt, die ohnegleichen ist.‘ So formuliert es Max Frisch, und ich empfinde es ganz genauso.“

Diese Hoffnung aber, von der Barbara Honigmann hier spricht, bezieht sich heute allerdings weniger auf die Ordnungskräfte des Schreibens, als vielmehr auf die Ordnungskräfte eines kollektiven Widerstands gegen das „Chaos“ unserer globalen Welt. Sie ist die verzweifelte Hoffnung, „dass das Chaos sich ordnen lasse“, ehe es uns und unsere Kindeskiner verschlingt, sie ist der Antrieb zu einem aktiven politischen Widerstand. Denn die Formel „Ohne Widerstand – keine Hoffnung“ gilt auch umgekehrt: Ohne Hoffnung – kein Widerstand!

Der Schriftsteller, als Repräsentant und Sprecher dieser Hoffnung und dieses Widerstands, ist in den zwei Jahrzehnten nach dem Tode Max Frischs wohl endgültig abgetreten und hat diese Aufgabe, in Europa zumindest, einer immer mündiger werdenden Gesellschaft und Bevölkerung aufgetragen.⁶⁷

⁶⁷ Das lässt sich auch an den Büchnerpreis-Reden der letzten zwanzig Jahre ablesen – ein Seismograph für das Verhältnis der Schriftsteller zu Politik und politischem Engagement.